

1.7 Sprachkritik, Sprachskepsis, Sprachnot

Unter **Sprachkritik** versteht man im Allgemeinen die wertende Auseinandersetzung mit der geltenden Norm und der aktuellen Verwendung einer Sprache. Ein aktuelles Beispiel dafür wäre die bis heute anhaltende Kritik an der Einführung einer neuen deutschen Sprachnorm durch die Rechtschreibreform zwischen 1996 und 2006. In der Regel beziehen sich sprachkritische Äußerungen und Veröffentlichungen auf die Veränderungen, Tendenzen und Auffälligkeiten im aktuellen Sprachgebrauch und alle Formen der Sprachlenkung, die das Denken und die Einstellung der Sprachteilnehmer beeinflussen sollen und die meist politisch motiviert sind. Dazu gehören:

- offizielle Sprachregelungen in Bezug auf Einzelbegriffe mit meist wertender Intention (so waren nach 1949 in der Bundesrepublik für die DDR Begriffe wie „Zone“, „Mitteldeutschland“ oder „sogenannte DDR“ üblich; anderes Beispiel: Fremdarbeiter-Gastarbeiter-ausländischer Arbeitnehmer),
- die Definitionsbegrenzung (verordnete Begriffseinengungen: z.B. NS-Zeit: „Propaganda“ → „Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda“),
- die Tabuisierung (Verbot, Meidung von Einzelwörtern) und
- der Euphemismus („Freistellung“ für Entlassung).

Sprachkritik richtet sich auch auf die Verwendungsgeschichte („Dirne“, „geil“) und den Missbrauch einzelner Wörter.

Sinn dieser Kritik ist zumeist die Warnung vor einem oder der Hinweis auf einen Sprachwandel mit dem Ziel, den Bestand der Muttersprache zu pflegen und diesen vor für unangemessen gehaltenen Veränderungen zu bewahren (Sprachpurismus).

Hier ist zwischen der wissenschaftlichen Sprachkritik und ihrer populärwissenschaftlichen Tochter, die oft eher Unterhaltungscharakter hat, zu unterscheiden. So finden sich auf dem Buchmarkt diverse populär gehaltene Stilratgeber (z.B. von Bastian Sick: *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod*).

Sprachskepsis ist kein wissenschaftlicher Terminus, sondern ein literarhistorischer und bezeichnet die am Ende des 19. Jahrhunderts aufkommenden Formen des Zweifels an der Leistungsfähigkeit der Sprache (vgl. den Zusammenhang von Sprache-Denken-Wirklichkeit). Daraus erwuchs auch die Sprachnot.

Sprachnot ist ebenfalls kein linguistischer Begriff. Er bezieht sich wie der Begriff Sprachskepsis auf eine besondere sprachkritische und literarische Situation zu Ende des 19. Jahrhunderts, in der Autoren ein Problem darin sahen, ihrer individuellen Sicht der Wirklichkeit und ihren vermeintlich neuartigen Gedanken mittels einer allgemeinen, verbrauchten, konventionellen und in ihren Nuancen bereits belasteten Sprache angemessenen Ausdruck verleihen zu können. Auslöser für diese Verunsicherung war neben dem Siegeszug der Naturwissenschaften mit ihren Fachsprachen v. a. der Aufstieg des Massenmediums Tageszeitung. Man fürchtete in dieser Krise, mit seiner Ausdrucksabsicht an den bereitstehenden Standardisierungen, Worthülsen und Denkschablonen zu scheitern und ersehnte neue Ausdrucksformen. In diesen Zusammenhang ist der Chando-Brief von Hugo von Hofmannsthal zu stellen.

1.7.1 Hugo von Hofmannsthal, Chandos-Brief – in Auszügen (als gemeinsamer Bezugstext)

1.7.1 Hugo von Hofmannsthal, Chandos-Brief – in Auszügen (als gemeinsamer Bezugstext)

Der Autor

Der österreichische Schriftsteller Hugo von Hofmannsthal (1874–1929) entstammte einer multikulturellen, aber verarmten Aristokratenfamilie. Als exzellenter Schüler machte er schon früh mit Gedichten von sich reden, studierte in Wien Jura und französische Philologie, promovierte 1898 und reichte 1901 sogar seine Habilitations-schrift ein. Dann entschied er sich überraschend gegen den akademischen Lehrberuf, heiratete, wurde freier Schriftsteller und veröffentlichte Dramen und Erzählungen. Um 1900 fiel er in eine Krise, weil er an den ihm verbleibenden Ausdrucksmöglichkeiten der Sprache verzweifelte. In diesem Zusammenhang verfasste der 28-jährige Hofmannsthal seinen autobiografisch gefärbten *Brief des Lord Chandos an Francis Bacon* (auch: *Ein Brief*).

Krise um das Jahr 1900

Daten zum Text

Textsorte	fiktiver Brief: Reflexion
Entstehungszeit	Sommer 1902
Erscheinungsort	18./19. 10. 1902, <i>Der Tag (Berliner Tageszeitung)</i>
Einordnung	Fin de Siècle
Thema	Krise des sprachlichen Ausdrucks; poetologisches Manifest der Poesie

Inhalt

Der fiktive 26-jährige Philip Lord Chandos, jüngerer Sohn des Earl of Bath, entschuldigt am 22. August 1603 gegenüber seinem geistigen Mentor Francis Bacon sein literarisches Schweigen mit einer zweijährigen Schaffenskrise. Er blickt auf seine erfolgreichen Veröffentlichungen als 19-jähriger und seine Eindrücke auf einer Venedigreise als 23-jähriger zurück und erinnert sich seiner vor Schaffenslust trunkenen Pläne, über Heinrich VIII. zu schreiben sowie Fabeln, mythische Erzählungen und eine Sammlung von Sentenzen und Reflexionen unter dem Titel *Nosce te ipsum* (Erkenne dich selbst) zu verfassen. Zu dieser Zeit vermochte er, alle Erscheinungen der erlebbaren Welt als Einheit aufzufassen und sich mit ihr zu identifizieren. Nun sind ihm der religiöse wie der weltliche Glaube an eine solche Einheit abhanden gekommen, ja sogar die Fähigkeit, „über irgendetwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen“²⁸.

Verlust der Einheit

28 Hugo von Hofmannsthal: *Der Brief des Lord Chandos. Schriften zur Literatur, Kunst und Geschichte*. Hrsg. v. Mathias Mayer. Stuttgart: Reclam, 2000. S. 50.

1.7.1 Hugo von Hofmannsthal, Chandos-Brief – in Auszügen (als gemeinsamer Bezugstext)

Er erinnert sich des Beginns seiner Krise, die bei der Verwendung von Abstrakta und Begriffen des öffentlichen Lebens anfing, sich über die Unsicherheit im Umgang mit dem Wahrheitsbegriff fortsetzte und letztlich selbst familiäre und alltägliche Gespräche erfasste: Er sah sich außerstande, Urteile zu fällen und die ihn umgebende Welt sprachlich zu ordnen: „die abstrakten Worte (...) zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze.“²⁹ Der Versuch, sich in die geordnete und überschaubare Begriffswelt der Antike zu retten, misslang. Er sieht sich seitdem erfüllt von einer sprachlichen Leere, die ihm nicht gestattet, einfachste Situationen und Verhältnisse zu beschreiben. Sprache erscheint ihm wie vergiftet, und er selbst fühlt sich innerlich ohnmächtig und verzweifelt.

Er sehnt sich danach, seinen tiefen Empfindungen und seinen Anteil nehmenden Eindrücken Ausdruck zu verschaffen. Alles, auch das Niedrigste, erscheint ihm gleichwertig und ausdruckswürdig. Er meint, dieser Welt nur durch eine kunstsprachliche

Die Sprache der
stummen Dinge

Welt von Chiffren gerecht werden zu können, da die natürliche Sprache versagt. Am Beispiel der belächelten Liebe des Crassus (ein römischer Staatsmann) zu seiner Moräne verdeutlicht er sein Verlangen nach einer mystisch erhabenen Offenbarung des Einfachen, Banalen und Hässlichen und nach der „Sprache, in welcher die stummen Dinge zu mir sprechen.“³⁰ Da ihm diese nicht gegeben ist, werde er wohl in keiner Sprache mehr schreiben können.

Analyse und Interpretation

Der Schreibstil des Briefes widerlegt seine inhaltliche Aussage. Mit großem rhetorischen Geschick, sprachlichen Feinheiten, eindringlicher Bildhaftigkeit und raffiniertem zeitgenössischen Dekor beweist der Briefschreiber, dass ihm sehr wohl die Sprache mit all ihren Möglichkeiten als Ausdruckskraft zur Verfügung steht. Der Brief rechtfertigt vielmehr einen poetologischen Paradigmenwechsel. Die Position

Jenseits eines naiven
Realismus

eines naiven Realismus hinsichtlich der sprachlichen Abbildbarkeit von Welt und Wirklichkeit wird aufgegeben und ersetzt durch ein neues Darstellungssystem, das zwischen der Welt und ihrer sprachlichen Abbildung die individuelle Mittlerwelt des empfindenden Künstlers setzt. Diese Vermittlungsinstanz benutzt zwar auch das Zeichensystem der natürlichen Sprache, aber in einem vom Künstler individuell gestalteten System der Zuordnung von Bezeichnetem und Ausdruck.

Hugo von Hofmannsthal markiert mit diesem Brief den poetologischen Wendepunkt vom Realismus bzw. Naturalismus des 19. Jahrhunderts zu den Schreibweisen der Moderne, wie sie sich im Symbolismus, Impressionismus und später im Expressionismus artikulieren sollten.

29 Ebd., S.51.

30 Ebd., S.59.

1.7.2 Sprachskepsis: Gedichte und Sachtexte zum Thema

1.7.2 Gedichte und Sachtexte zum Thema

Es gibt natürlich eine Vielzahl von möglichen Sachtexten und **Gedichten zum Thema Sprache**.

Aus dem Bereich der Gedichte drängen sich Autoren auf wie:

- R. M. Rilke, *Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort,*
- St. George, *Das Wort,*
- G. Benn, *Worte,*
- P. Celan, *Wortaufschüttung,*
- I. Bachmann, *Ihr Worte,*
- E. Fried, *Zweifel an der Sprache, u.a.*

In ihnen wird zumeist die Problematik des poetischen Schreibens formuliert, das Ringen um den angemessenen Ausdruck und auch die Enttäuschung und Verzweiflung angesichts des eigenen Scheiterns.

Die Anzahl der in Frage kommenden sprachtheoretischen Texte zum **Bereich Sprache-Denken-Wirklichkeit** ist Legion. Vielleicht könnte man mit sprachphilosophischen Texten von z. B. L. Wittgenstein, F. Nietzsche, F. Mauthner, E. Sapir, P. Wygotski, A. Schaff, P. Weissgerber oder W. Mues rechnen. Sprachkritische Texte sollten sich vornehmlich auf den aktuellen **Sprachwandel** beziehen und könnten aus vielfältigen Veröffentlichungen genommen sein. Texte zum Genderlekt (geschlechtspezifische Sprache), zur Manipulation des Bewusstseins mittels Sprachlenkung und zur Soziolinguistik allgemein haben sich hingegen etwas überholt.

Problematisch ist es bei Texten zur **Medienkritik**. Die interessantesten Texte dürften

Konsequenzen der
neuen Medien

aufgrund ihres technischen und/oder philosophischen Anforderungsprofils zu speziell und zu anspruchsvoll sein, sodass eher Feuilleton- oder populärwissenschaftliche Texte zu erwarten sind, die die möglichen Konsequenzen einer intensiven Nutzung der neuen Medien diskutieren wie: Verlust des traditionellen Wertesystems, soziale Isolation, Steigerung der Gewaltbereitschaft, aber auch: Förderung der kommunikativen Beziehungen und der interaktiven Intelligenz.